

## Noch einmal: Kirchliche Kräfte in Baden in der Kriegs- und Nachkriegszeit Erinnerungen

*Hilde Bitz*

Im ersten Band des Jahrbuchs für badische Kirchen- und Religionsgeschichte hat Prälat Gerd Schmoll als Zeitzeuge berichtet, wie er Krieg und Nachkriegszeit und die Kirche in dieser Zeit erlebt hat. Wie schon oft stellte sich mir die Frage: Wie habe eigentlich ich dies alles erlebt, 1929 in Mannheim geboren und dort aufgewachsen, zuerst als Kind, dann als Mädchen, und noch später als Heranwachsende, als Frau? Wie vermag ich heute in der Rückschau dies zu sehen?

Ich bin viereinhalb Jahre älter als Gerd Schmoll und habe fast immer in Mannheim gelebt und auch gearbeitet, wobei allerdings die nicht einmal zwei Jahre, die ich aus Kriegsgründen in St. Blasien verbringen musste, von nachhaltiger Bedeutung für mich waren. Viereinhalb Jahre Altersunterschied kommen für die Zeit des „Dritten Reiches“ und der Nachkriegszeit geradezu einem Generationen-Unterschied gleich. So will ich es wagen, will einiges von meinem Erleben oder Erspüren versuchen zu benennen.

Mein Vater Albert Bitz, 1893 in Bietigheim/Württemberg<sup>1</sup> geboren und 1955 in Mannheim gestorben, war als junger Mann nach Mannheim gekommen. Von Beruf war er Spengler- und Installateurmeister. Meine Mutter Wilhelmine Bitz, geborene Weber (1892–1970) stand ihm in allem zur Seite, sorgte für ihn, für meinen Bruder Ernst (1926–1992) und mich; sie bediente das Telefon im eigenen Geschäft meines Vaters und war zuständig für jeglichen Schriftverkehr. 1936 erfüllten sich meine Eltern den Wunsch nach einem Haus, das sie sich für ihre Altersversorgung dachten. So wohnten wir in der Tattersallstraße (Haus Nr. 9), die vom Bahnhof herkommend direkt auf den Wasserturm zuführt. Da betrieb mein Vater auch das Geschäft, dafür hat er sich abgemüht und gespart, und wir mussten auch sparen.

Mein Vater war nie Parteimitglied, aber, sofern ich dies zumeist still dabei seiend mithörte, hat er seine Ablehnung Hitlers und des nationalsozialistischen Regimes nur in seinen eigenen vier Wänden und in einem Freundeskreis deutlich artikuliert. (Was waren das eigentlich für Männer, die da manchmal kamen und miteinander über Politik diskutierten? Es ist zu spät; ich kann niemanden mehr danach fragen.)

Ich setze 1932/1933 ein: Es muss anlässlich einer der Reichstagswahlen jener Jahre (wahrscheinlich im März 1933) gewesen sein, bei der die Nationalsozialisten immer noch mehr an Einfluss gewannen. An der Hand meiner Eltern, auf dem Weg zum Wahllokal, spürte ich an ihnen eine Unruhe und Erregung; da war irgendetwas unerklärlich Bedrohliches. Ich, kurz zurück gelassen, sah Vater und Mutter verschwinden hinter solch einem mir komisch vorkommenden Kasten. Das Gefühl des im Bedrohli-

---

1 Heute Bietigheim-Bissingen.

chen Alleingelassenseins hat mich lange nicht verlassen können. Wenn ich heute zur Wahl gehe, kann ich noch immer nicht hinter die Abschirmung treten, ohne dass ich diese Szene vor mir sehe.

1937 oder 1938: Zwei oder drei besonders nette Klassenkameradinnen kamen plötzlich nicht mehr in die Schule. Warum? Was war mit ihnen? Wo waren sie jetzt? Antwort darauf gab es nicht. Sie waren eben einfach nicht mehr da. – In etwa der gleichen Zeit war es auch, dass der Rektor unserer Schule,<sup>2</sup> der uns den Religionsunterricht erteilte, uns aufforderte, die Biblische Geschichte aufzuschlagen, Bleistift und Lineal zu nehmen und auf sein Geheiß hin Sätze auszustreichen wie beispielsweise: „Das Heil kommt von den Juden.“ Dies dunkle Kapitel deutscher Geschichte ist zwar bekannt, aber, persönlich erlebt, hat sich dieser Vorgang in meine Seele tief eingegraben, und ich bedaure, dass mein eigenes Zeitdokument 1943 ein Opfer der Bomben wurde.

1938: Vermutlich wusste ich nichts von Synagogen in Mannheim, aber in unserer Nachbarschaft wohnte eine ganze Reihe von Juden. – Der Weg am 10. November in die Schule: Viele Menschen waren auf der Straße, mit oder auch ohne braune Uniform; es war laut; Scherben und Möbelstücke lagen herum. War auch Freuden-Geheul dabei? – Mich packte wieder die Angst. Ich kehrte um, ging heim. Ich traf meine Eltern an, meine Mutter stumm, aber sichtlich verängstigt. Mein Vater ging in unserer großen Wohnküche auf und ab, hin und her wie ein Löwe in einem Käfig und stieß dabei immer nur das gleiche aus: *Das müssen wir büßen, das gibt Krieg.*

1939: Obwohl mein Vater, als der Krieg ausbrach, schon im 47. Lebensjahr stand, wurde er sofort zum Sicherheits- und Hilfsdienst (SHD)<sup>3</sup> „eingezogen“ und in der Mannheimer Neckarstadt im heutigen Durlacher Hof „kaserniert“. Er durfte nur selten nach Hause kommen und noch seltener sich um sein Geschäft kümmern. Er vertrat die Auffassung, dies sei die Rache dafür, dass er beharrlich nicht in die Partei eintrat. Durch diese Art eines eigentlichen „Berufsverbots“ ziele „man“ ab auf die Vernichtung seiner Existenz.

Ab 1940 hätte ich zu den „Jungmädels“ müssen. Auch wollte ich dorthin, gingen doch alle meine Klassenkameradinnen und alle Nachbarsmädchen hin. Einige Zeit gelang es meinen Eltern, dies zu verhindern. Alle, die es hören sollten, erfuhren (wie schlimm für mich!), das sei unmöglich bei mir, ich habe eine „kranke Haut“. Diese begleitete mich zwar schon immer, aber sie wurde von meinen Eltern jeweils angeführt, wenn sie mir etwas nicht erlauben wollten; so auch bei dieser Gelegenheit! Ich wollte jedoch auch mit singen – obwohl ich beispielsweise dies nie verstand: ... *Kameraden, die Rotfront und Reaktion erschossen, marschieren im Geist in unsern Reihen mit;*<sup>4</sup> „erschossen“, das konnte doch nicht sein; ohne zu wissen, wer mit „Rotfront“ und „Reaktion“ gemeint war oder wer wen erschossen hatte, modelte ich den Text um und sang „erschossen“, auch wenn dies genau so wenig zu verstehen war; aber es hieß wenigstens nicht mehr „erschossen“ –, ich wollte auch mit spielen, mit turnen ... Schließlich bekam ich doch neue weiße Söckchen und einen blauen Rock, in

---

2 Wilhelm Brauß, Luisenschule; ab 1940 war er im gleichen Schulhaus Rektor der Mittelschule, in die ich damals eingetreten bin; heute befindet sich in diesem Schulhaus die Max-Hachenburg-Schule.

3 SHD: ein ziviler Hilfsdienst (ähnlich der Technischen Nothilfe, heute THW), zu dem solche Männer „rekrutiert“ wurden, die nicht k.v. („kriegsverwendungsfähig“) waren; sie hatten u.a. Luftschutz-, Sanitäts-, Instandsetzungs- und Überwachungsdienste (z.B. sog. Brückenwachen) zu erfüllen und auch die Betreuung von Ausgebombten zu übernehmen.

4 Sog. Horst-Wessel-Lied.

den die vorgeschriebene weiße Bluse eingeknüpft wurde. Mehr gestanden mir meine Eltern nicht zu. Wer mir das zugehörige schwarze Dreieck-Tuch, den ledernen „Knoten“ und die braune Jacke schenkte, weiß ich nicht mehr. So jedenfalls ging ich, wohl ab Frühjahr 1941, „zum Dienst“. –

5./6. September 1943: Die Nacht, in der fast ganz Mannheim brannte. Auch mein Elternhaus wurde zu Schutt und Asche. Grauenhafte Erinnerung: jenes Flammenmeer, soweit man sehen konnte, rechts zum Bahnhof, links zum Wasserturm, nirgendwo ein Durchkommen. Mein Bruder hatte noch versucht, beim Löschen zu helfen. Wo er sich in den folgenden Tagen aufhielt, kann ich nicht mehr ganz rekonstruieren; meiner vagen Erinnerung nach kam er 17-jährig zum „Arbeitsdienst“ und dann zum Militär. Meine Mutter und ich jedenfalls wurden am Tag nach dem „Brand“ bei einer sehr freundlichen Familie namens Gund in Plankstadt zwangseinquartiert. Wieder einen Tag später erhielt mein Vater für nur wenige Stunden „Urlaub“ und meine Mutter traf sich mit ihm vor unserem „Trümmerhaufen“. Leichenblass kam sie zurück nach Plankstadt. Ich, noch nicht ganz 14-jährig, meinte für sie Verantwortung übernehmen zu sollen und zu können, fragte: Was ist? Sie berichtete, mein Vater habe lautstark über den „Verbrecher“ geschimpft. Ihr Fazit: *Der* (so hatte sie noch nie über meinen Vater gesprochen) *bringt uns noch alle ins Gefängnis*. –

1943 bis 1945: Endlich fanden meine Mutter und ich Zuflucht in ihrem Heimatdorf Reichenbach<sup>5</sup> in der Westpfalz. Aber der Schulbesuch in Kaiserslautern hätte sich damals von dort aus nicht leicht verwirklichen lassen. So gab sie mich schweren Herzens mit meiner Klasse in die „Kinderlandverschickung“ (KLV-Lager) nach St. Blasien im Schwarzwald; eigentlich Gift für mich (aber das hatte sie nicht wissen können): die Tal-Lage, die Strohsäcke anfangs.

Das Miteinander mit den anderen Mädchen habe ich als im Großen und Ganzen reibungslos in Erinnerung. Eine Zeitlang war ich mit zweien aus meiner Klasse in einem kleinen Dreierzimmer. Im Zimmer nebenan waren sie auch zu dritt. Sie gehörten in unsere Parallelklasse, wir kannten uns nicht sonderlich gut. Diese drei sangen gern laut schmalzige Schlager, wir wiederum sangen ebenso laut lieber Volkslieder. Wir alle fanden dies nicht gerade ersprießlich, brachten uns darum hinüber und herüber einen Pfennig, wenn endlich allseits Ruhe einkehren würde! Eine von den dreien, Agnes Faulhaber,<sup>6</sup> war ohne Vater; wir wussten, dieser lebte nicht mehr. Aber Agnes war seltsam anders als wir anderen alle; sie schien mir fern, fremd, „unberührbar“. Wir spürten ein Geheimnis, aber selbstverständlich fragten wir nie danach. – Nach dem Krieg wurde im Mannheimer Stadtteil Waldhof eine Straße nach Jakob Faulhaber, Agnes' Vater, benannt – er hatte zur „Lechleitergruppe“ gehört, einer Mannheimer Widerstandsgruppe der KPD, und er war im Mai 1942 vom Volksgerichtshof zum Tod verurteilt und im September 1942 mit dem Fallbeil hingerichtet worden.<sup>7</sup> – Was muss dieses Mädchen doch gelitten und wohl immer in Angst gelebt haben! Und das mitten unter uns und zugleich doch ganz allein!

Da war noch ein ganz eigenartiges Erlebnis, vermutlich nach dem 20. Juli 1944, oder wann sonst? Unsere Lagerleiterin Helmtrud Hofmann, eine unserer Lehrerinnen, teilte uns mit, es werde „ein Mädchel“ kommen, eine „von“; den Namen weiß ich nicht mehr, womöglich ist uns der richtige auch gar nicht gesagt worden. Wir wurden

---

5 Heute Reichenbachsteegen.

6 Keine Verwandtschaft mit Pfarrerin Doris Faulhaber.

7 Vgl. Fritz Salm: Im Schatten des Henkers. Vom Arbeiterwiderstand in Mannheim, Frankfurt 1973.

angebrüllt, wir sollten uns ja nicht unterstehen, dieses „Mädel“ grob zu behandeln, etwa deshalb weil sie eine Adelige sei. Das Mädchen kam, war still und in sich gekehrt, hübsch und hoch gewachsen; mir gefielen ihre langen schönen Zöpfe. Wir sahen sie nur beim Essen und wir waren so eingeschüchtert, dass niemand mit ihr ein Wort zu wechseln wagte und sie mit uns auch nicht. Wo sie wohl geschlafen und sich aufgehalten hat? Warum sie zu uns gekommen war? Nach ganz kurzer Zeit war sie wieder fort. Woher war sie gekommen? Wohin war sie gegangen? Überhaupt: Wer war sie gewesen? Eine Jüdin? Die Tochter eines der Widerstandskämpfer? – Dieses Rätsel jener Zeit sperrt sich bis heute der Lösung.

Ich musste jede Woche einmal nach Freiburg in die Klinik. Am frühen Morgen schickte man mich allein die acht Kilometer über den Berg (Blasiwald) bis zur Bahnstation in Seebrugg. Trotz mancher schöner Naturerlebnisse meinte ich immer wieder in einiger Entfernung finstere Gestalten zu entdecken, die sich auf mich stürzen würden; zum Glück entpuppten sich diese jedoch jeweils als abgestorbene Baumstämme. Am Abend fuhr meistens ein Bus auf der Landstraße die 12 Kilometer zurück. – Mit großem Vergnügen erinnere ich mich daran, dass ich Ende Oktober 1944 eine Nacht im Haus von Dekan Friedrich Horch zubringen durfte. Ich musste nämlich stationär in der Klinik aufgenommen werden, konnte aber unmöglich so früh wie dazu nötig in Freiburg sein. Unsere „Lagerärztin“, Frau Dr. Elisabeth Heydloff in St. Blasien, hatte darum für mich die Hilfe des Freiburger Dekans erbeten, und ich habe am nächsten Morgen ein fröhliches Frühstück mit seiner munteren Kinderschar erlebt! – Natürlich verschafften mir diese Fahrten nach Freiburg auch manchen Freiraum, den ich durchaus zu nutzen verstand. Zum Beispiel genehmigte ich selbst mir einen unvergesslichen Kinobesuch, sah den ersten Film über Robert Schumann (mit Hilde Krahl als Clara) – und war von Clara bezaubert!

Die Lagerleiterin und die aus Karlsruhe stammende 18-jährige Lagermädelführerin, die gerade ihr Abitur abgelegt hatte – Jugend sollte ja durch Jugend geführt werden, so der Slogan –, waren stramme Nationalsozialistinnen. Von den anderen Lehrerinnen waren zumindest zwei „gute Katholikinnen“. Eine von ihnen, Hilda Bender, ging am Sonntagmorgen durch das Haus, öffnete die Zimmertüren ein wenig und rief hinein: *Ich gehe in die Kirche. Wer geht mit?* Natürlich wurde ihr dies Werben für den Gottesdienst bald verboten. Sie schwieg hinfert. Aber doch: Mich hat das sehr beeindruckt. Da ahnte ich etwas von Bekenner-Mut. War das „Kirche“? Ich meine, ja. – Als ich dieser Lehrerin viele Jahre später einmal sagen konnte, mir sei im Nachhinein klar geworden, wie sie damals gelitten habe und wie sie gedemütigt worden sei, antwortete sie nicht, aber es ging ein Leuchten über ihr Gesicht, und sie strahlte mich an.

Zurück nach St. Blasien: Immerhin „durften“ wir dort in den Konfirmandenunterricht zu Pfarrer Hermann Greiner (1885–1963). Auch er hatte sich 1934 für die Wieder-Ausgliederung der Badischen Landeskirche aus der Deutschen Evangelischen Kirche ausgesprochen,<sup>8</sup> sich also auf die Seite der Badischen Bekenntnisgemeinschaft gestellt – wovon wir natürlich nichts wissen konnten. Aber er hatte es schwer mit unserer großen Schar. Auch ich habe von seinem Unterricht nichts mitgenommen; das lag an uns, nicht an ihm. Manche von uns wurden dort in der schönen „Bartning-Kirche“ von ihm konfirmiert. Wir anderen durften, wenn wir wollten, an ihrem Konfirmationstag am Gottesdienst teilnehmen. Ich sollte und wollte „zuhause“ konfir-

---

8 Landeskirchliches Archiv Karlsruhe (LKA), Kartei, Umfrage Ausgliederung.

miert werden. „Urlaub“ für Konfirmation gab es aber nicht. So erhielt ich eine Woche lang (Dienstag bis Dienstag) „Kleiderurlaub“. Ich konnte noch zweimal am dortigen Konfirmandenunterricht teilnehmen. Da waren wir sieben Mädchen und zwei Buben. Eigentlich war das mein ganzer Konfirmandenunterricht. Ein Experiment? Der junge Pfarrer Fritz Roos (1909 bis 1994),<sup>9</sup> – er gehörte der „Pfälzischen Pfarrbruderschaft“/Bekennenden Kirche an, was ich natürlich erst später erfahren habe – hat sich darauf eingelassen und mich angenommen. Ich beherzigte auch seine Ermahnung, bei der Prüfung vorgebracht, ich solle, wenn ich wieder in Baden sei, das Faktum und Datum der pfälzischen Union nicht vergessen! Später war er Oberkirchenrat in Speyer. Ich behielt bis zu seinem Tod Kontakt mit ihm. Als 1949 meine eigene Landeskirche mich zuerst nicht in die Liste der badischen Theologiestudenten aufnehmen wollte (was aber die Voraussetzung für die Immatrikulation war), weil es nach damals vorherrschender Meinung schon „zu viele Theologinnen“ gab, sagte er zu mir: „Komm zu uns!“ Aber ich wollte in Baden bleiben.

Noch einmal zur Konfirmation im März 1944: Das Drumherum war alles andere als ermutigend. Meine Mutter hatte noch keine eigene richtige Wohnung. Weder mein Vater noch mein Bruder konnten anwesend sein; denn mein Vater war zu diesem Zeitpunkt wohl schon im Elsass<sup>10</sup> und mein Bruder war derzeit beim Militär in Südfrankreich. Meine Verwandten gaben sich große Mühe, es waren Viele eingeladen, aber ich kannte kaum jemanden. Und doch: das alles zählt in der Rückschau nicht. Was mich fest hielt und auch heute noch für mich zählt, war die Einsegnung, der Zuspruch des Evangeliums in der kleinen romanisch/ frühgotischen Kirche mit ihren Fresken des 13. Jahrhunderts und mit ihrer Stumm-Orgel. Ich war unsicher, ob ich denn das Gelöbnis, bei diesem Glauben zu bleiben, halten könnte. Aber auch dieser Raum gab Zuversicht, das Gefühl der Geborgenheit. Als ich später selbst konfirmierte und mir das Herz mitunter etwas schwer werden wollte, wurde mir die Rückbesinnung auf meine eigene Einsegnung Stärkung und Trost: *Bei Gott ist nichts unmöglich.* –

Beim Konfirmandenabendmahl bin ich nie gewesen. Es konnte erst eine Woche später stattfinden. Da war mein „Kleiderurlaub“ längst zu Ende und ich wieder im Schwarzwald. Wann ich dann tatsächlich zum ersten Mal zum Heiligen Abendmahl gehen konnte, weiß ich auch nicht mehr (auf jeden Fall erst nach dem Krieg). Nur, dass da gar nichts Schweres war, nur ein geradezu „selbstverständliches“ Empfangen der guten Gabe Gottes.

Ich breche ab. Mein Bericht über die Zeit, in der ich Nicht-Kirche oder Anti-Kirche erlebte, ist sowieso fast zu groß, die Erinnerung zu aufwühlend? Es kam auch noch von März 1944 (Konfirmation) bis April 1945 (Einmarsch der Franzosen in St. Blasien) und bis in die erste Nachkriegszeit hinein schwere Zeit, die sich noch immer – zumindest teilweise – jeglichem Erinnern und Berichten verweigern möchte. Das Attentat auf Hitler z.B. und einige Tage danach unser Marsch zur „Treuekundgebung für den Führer“; der verheerende Angriff auf Freiburg und bald danach mein (verbotener) Besuch bei meinem Vater in der Wiehre in einer zur Kaserne umfunktionierten Schule und unser bewegender Abschied; das Zugunglück, das ich wenige Stunden

---

9 Damals in Weilerbach, Kriegs-Vertretungen ringsum, auch in Reichenbach.

10 Seine „Truppe“ oder „Einheit“ (die richtige Bezeichnung ist mir nicht geläufig) war noch im Frühjahr 1944 nach Gérardmer/Elsass verlegt worden; von dort erfolgte der Rückzug nach Colmar (dort Einkesselung) und gegen Ende 1944 nach Freiburg.

später mit erlebte und nach dem unsere „Führerinnen“ nicht einmal fragten; meine schwere Erkrankung im Februar 1945 (Diphtherie?), bei der kein Arzt gerufen wurde, aber meine Zimmerkameradinnen weinend um mein Bett standen, weil sie dachten, ich werde jetzt sterben; die Auflösung des „Lagers“ und unser Verteilt-Werden auf die Bauernhöfe in der Umgebung und niemand von der Lagerleitung kümmerte sich um die Mädchen; schließlich ab Mitte Mai das Beginnen des Heimwegs ... – Mir ist gesagt worden, dass das nicht in allen „Lagern“ so extrem war; das mag sein. Aber trotzdem: Was sagt dies aus über Erziehung im „Dritten Reich“ während des Krieges?

Noch einmal zurück zum Jahr 1945: Ganz langsam erfolgte die Rückkehr nach Mannheim. Auch dies möchte sich noch immer dem Berichten verschließen. Nur vier Glieder einer Familie waren wir. Alle vier hatten wir unsere je eigene Geschichte – und sprachen darüber nicht miteinander. Wie mag es in den anderen Familien gewesen sein? Was verschweigen auch sie bis heute? Wie viele von ihnen konnten nie wieder Fuß fassen? Vor allem: Ist da in dieser Zeit „Kirche“ auf ihrem Grundstein geblieben? –

Nur so viel: Für mich begann im Februar 1946 wieder die Schule. Dass ich 1949 das Abitur sozusagen am Küchentisch machte, ist unwesentlich. Wichtig ist das andere: Ich habe in Kirche und Gemeinde hineingefunden, mich eingebracht in Kindergottesdienst und Gemeindejugend, habe 1947 mit großer Freude geholfen bei der von Christus- und Friedensgemeinde gemeinsam durchgeführten Kindererholung am Stadtrand von Mannheim, ich ging zu den Vorträgen der „Geistlichen Woche“. Meine Mutter war es nicht immer zufrieden. *Du bist nur noch in der Kirche* (was gewiss übertrieben war). Ich habe durchaus Kirche im Aufbruch und im Aufbau erlebt, in der Geistlichen Woche und vor allem in einem ausgezeichneten Religionsunterricht. Da wurden wir ernst genommen und angenommen, so wie wir waren. Es wurde uns, in denen vieles zerbrochen war und die wir auf der Suche waren, Sinn aufgezeigt. Heute würde man sagen: es wurden uns „Werte“ vermittelt. Wir hörten neben allem „Sachlichen“ von dem, was Halt gibt und durchträgt im Leben.

Wenn ich mir mein Erinnern vergegenwärtige, fällt mir auf, dass ich immer wieder schreibe: keine Fragen, keine Antwort, keine Lösung des Rätsels. Alle haben wir also geschwiegen, Kinder und Eltern, wir Zimmerkameradinnen untereinander, Lagerleiterin und Lagermädelführerin gegenüber den anderen Lehrerinnen und uns gegenüber. Auch noch nach dem Krieg herrschte insgesamt das große Schweigen über das Vergangene, in der eigenen Familie wie mit den Schulfreundinnen oder auch bei dem Gemeindepfarrer Rudolf Mayer, in dessen Haus ich aus- und einging. Obwohl mir von meinen Eltern nie gesagt worden war, dass ich über das zuhause Gehörte bei niemandem reden dürfe, hatte sich das doch von selbst verstanden. Aber warum hatte umgekehrt ich meinen Eltern nicht gesagt, dass ich das „Horst-Wessel-Lied“ nicht verstanden und darum umgeändert hatte? Was waren das für böse Kräfte, die uns zum Verstummen brachten? Und haben wir nach dem Krieg das Alte einfach ausgeblendet? Noch heute will mich irritieren, dass meine Eltern letzten Endes schwiegen, als ich (ermöglicht durch fremde Hilfe!) zu den „Jungmädels“ ging. Aber ich gestehe, auch ich habe sie nie danach befragt, weder gleich in der Nachkriegszeit oder noch später, als ich längst Theologie studiert und Examen abgelegt hatte, im Dienst meiner Landeskirche stand und mit meinen Schülerinnen über das „Dritte Reich“, die Bekenkende Kirche und „Auschwitz“ sprach. Hätte es zu viele Emotionen geweckt? Wie auch immer: Wir haben uns „gedrückt“. Und Schweigen ist auch Schuld. – Viele

Fragen bleiben zurück. In unnachahmlicher Weise antwortet Dietrich Bonhoeffer: *Einsames Fragen treibt mit mir Spott. Wer ich auch bin, Dein bin ich, o Gott.*<sup>11</sup>

Kirchliche Kräfte im „Dritten Reich“: Da ist für mich nicht viel gewesen, aber das Wenige war das Wesentliche. Ich sehe dies Wesentliche darin, dass ich „Kirche“ zumindest in manchen Lehrerinnen und in den Pfarrern, die mir begegneten, nie als DC-Kirche erlebt habe. Nicht zu unterschätzen ist dabei das Konfirmandenlied, das uns unser Konfirmator lernen und singen ließ: *Jesu, hilf siegen, du Fürste des Lebens; sieh, wie die Finsternis dringet herein, wie sie ihr höllisches Heer nicht vergebens mächtig aufführet, mir schädlich zu sein. Satan, der sinnet auf allerhand Ränke, wie er mich sichte, verstöre und kränke.*<sup>12</sup> Dieses Lied ist dem Halleschen Pietismus zuzuordnen. Für Konfirmanden des Jahres 1944 war es in Text und Melodie zweifellos „schwere Kost“. Aber in jener Zeit des „Dritten Reiches“ gebetet und gesungen und damit in diese Zeit hineingestellt, ist in diesem Text unschwer die Absage an den damaligen „Führer“ zu erkennen; denn es legt Bekenntnis ab zu dem, der in Wahrheit allein „Fürst des Lebens“ ist, warnt vor „Finsternis“ und „Ränken“ des Satans wie auch (3. Strophe) vor den sich aufblähenden „Kräften der Lüge“ und es fordert endlich auf, zu *kämpfen und [zu] prüfen die Geister*. Im Konfirmations-Gottesdienst gesungen, hat sich dieses Lied, wenn auch nicht gleich so verstanden, tief eingeprägt.

Kirchliche Kräfte in der Nachkriegszeit: Nicht hoch genug einzuschätzen ist da der Religionsunterricht. Obwohl ich selbst, sobald es 1971 in Baden Theologinnen erlaubt worden war, aus ihm wegstrebte ins Gemeindepfarramt, muss ich sagen: Der Religionsunterricht ist eine der wichtigsten Aufgaben der Kirche. Dass da – auch mitten im Lernmäßigen und Historisch-Sachlichen – der Ort wahren Lebens, das Evangelium, durchscheine – Gott möge es geben.

---

11 Gedicht „Wer bin ich?“ vom Sommer 1944; vgl. Jürgen Henkys, Geheimnis der Freiheit. Die Gedichte Dietrich Bonhoeffers aus der Haft. Biographie – Poesie – Theologie, Gütersloh 2005, 121f.

12 Evangelisches Gesangbuch (EG) Nr. 373, verfasst von Johann Heinrich Schröder (1666–1699), einem Freund August Hermann Franckes, erstmals 1695 im Luppiusschen Gesangbuch erschienen.